



Vom Schweigen und von den Grenzen des Sagbaren

von Oskar M. Haniger

In östlichen und westlichen Redensarten wird das Schweigen als der edlere Bruder des Sprechens bezeichnet. Jaspers rühmt „die Fülle des sprachüberwindenden Schweigens“, und Novalis meint: „Steine und Stoffe sind das Höchste: der Mensch ist das eigentliche Chaos.“

Zahlreich sind die Gründe für das Schweigen. Schweigen kann Andacht, mystische Versenkung, Einklang mit Gott sein. Es gibt auch ein Zurückhalten bereitgelegter Wörter, was durchaus Lebensklugheit bezeugt. Es ist dies ein „Zunge Hüten“. Elias Canetti meint: „Menschen stürzen oft wie Bergbäche aufeinander zu, sie jubeln wie ein Wald, liegen sich in hundert Armen ineinander, oder der eine verspricht sich zu einem Wort, das er gar nicht meint“.

Auch Ingeborg Bachmann warnt: „Lasst jetzt eine Weile keines der Gefühle sprechen“, und an anderer Stelle: „Zum Tode falle dir nichts ein!“

Nichts zu sagen kann aber auch zur scharf schneidenden Klinge werden: verächtlich und demütigend. Oft bleiben Worte, die schon auf der Zunge liegen, aus Unterwürfigkeit unausgesprochen: „Sprechen wäre ja eine innere Gestikulation der Kehle“. Aus Angst vor Übermacht „schlucken“ wir eine Beleidigung „hinunter“. Durch eine Meinungsäußerung könnte man sich isolieren. Oft hindert die Angst vor Blamage den Sprecher daran, seine Gedanken in gesprochene Sätze zu kleiden. Doch sind auch immer Wörter verfügbar? Es gibt sie, die Sprachlosigkeit, wenn das Entsetzen zugreift, das Verstummen im Zustand der Überwältigung und auch das Schweigen in schlimmer geistiger Leere. Unsere Sprachkraft reicht auch zu oft nicht aus, um Außerordentliches, heimlich Schillerndes, Erahntes und zutiefst Gefühletes auszudrücken. Schweigen reift dann zu ungeahnter Größe.

Es gibt Menschen, die Ungesagtes Schritt um Schritt in Sagbares verwandeln: die Dichter. Menschen, die mit den Worten von Büchners *Lenz* aus dem Grauen befreien könnten: „Hören sie denn nichts? Hören sie

nicht die entsetzliche Stimme, die um den Horizont schreit und die man gewöhnlich die Stille heißt?“ Rimbaud behauptete von sich: „Ich schrieb die Stille und die Nacht. Das Unsagbare hielt ich fest ... bannte ich ins Wort.“

Jemand möchte über den Mond Treffendes sagen, doch er ist unfähig, ihn zu beschwatzen, bis ihm Brentano Worte zuraunt, nach denen er so lange schon gesucht hatte:

*Mond! Mond!
Wie die Wellen kühlen.
Wie die Winde wühlen
in den dunklen Mähnen der Nacht!*

Eine Sonnenfinsternis verbreitet Schrecken, und Adalbert Stifter empfindet: „Die Tiere entsetzen sich: was ist das schrecklichste Gewitter? Es ist ein lärmender Trödel gegen diese todesstille Majestät ... Es ist nicht anders, als hätte Gott auf einmal ein deutliches Wort gesprochen, und ich hätte es verstanden.“ Eine bleiche Vision zwischen Tag und Traum fängt Franz Kafka ein und erklärt dieses Be- und Gefangensein mit dem Bild eines Käfigs: „Wenn man schlecht geschlafen hat, fragt man und weiß nicht was. Ewig sollte man fragen; Nichtschlafen heißt fragen: hätte man die Antwort, schliefe man.“ Für den Dichter fordert Platon, „er lausche verschollenen Klängen nach und vernehme die Rufe aus den Träumen.“

Wahnsinn schreckt aus Heinrich Heines Prophezeiung: „Die alten steinernen Götter erheben sich aus dem verschollenen Schutt und reiben sich den tausendjährigen Staub aus den Augen, und Thor mit dem Riesenhammer springt endlich empor und zerschlägt die gotischen Dome.“

Es stellt sich die Frage, ob es ein Kriterium für die Größe einer Sprachleistung gibt.

Ezra Pound hatte vorgeschlagen, es sollte die größtmögliche Verdichtung, das Maximum an Sinn **pro Silbe** sein. Er verlangt eine Sprache, die bis



zur Grenze des Möglichen mit Bedeutung aufgeladen ist. Ingeborg Bachmann bestätigt: „Sich anstrengen müssen mit der schlechten Sprache, die wir vorfinden; auf diese **eine** Sprache hin, die noch nie regiert hat ... Wir besitzen sie, konkretisiert in einer Zeile oder Szene ...“

Doch wo finden wir solche Zeilen, und wo zeigen sich die Grenzen des Sagbaren? In der Anrufung Gottes im Matthäusevangelium: „Denn Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit“, oder in Hölderlins Klage: „Sprachlos stehen die Mauern und kalt, im Winde klirren die Fahnen“, oder bei Paul Celan: „Ein Wort noch wie dies, und die Hämmer schwingen im Freien“?

Demgegenüber fordert z. B. Brecht, „Wörter böse zu machen“; doch vielen Dichtern ist auch das noch zu wenig. Sie spielen mit Metaphern und reißen alle Brücken zur Verständlichkeit nieder. Jean Genet hasste „Worte, die mit klaren Gedanken belastet sind“, und Ingeborg Bachmann will „angezettelte Wortopern wegfegen“. Auch Kurt Schwitters hinterließ verbrannte Brücken: „Hier darf nicht geschossen werden saure Soße gipfelt in sich selbst. Das Veilchen hat ein Auge, mit dem es grüne Fische wimmern rundum sich eine Leiche von gelben Möwen zusammenbacken.“

Dieser Text erscheint noch recht konventionell im Vergleich dazu, wie die Dadaisten u. a. Wörter sogar in einzelne Laute auflösten. So bestand „die Aussage“ oft nur aus Wortfetzen und Resten; Ernst Jandl folgt in einem *Fragment* offensichtlich diesen Versuchen:

Wenn die rett
es wird bal
übermor
bis die atombo
ja herr pfa

Interessant ist, dass selbst „Unsinn“ in der Dichtung die Leute nicht verschreckt, solange noch Reste von Sinn, gepaart mit Komik oder Ironie, erkennbar sind. Denken wir an Christian Morgenstern und Lewis Carroll, der vor allem Kinder entzückte. Aus solcher Art von Dichtung kann Wortlustgewinn entstehen, denn im Allgemeinen sind die Menschen dankbar, ein paar Atemzüge lang aus dem Käfig von Logik und Grammatik ausbrechen zu dürfen. Sie finden hier eine *tröstliche Gegenwart* vor, in der die Dichter mitunter auch das Leid sprachlich gestalten, statt sich von ihm

„hinwegzudichten“. Hier werden mithilfe von literarischen Kunstgriffen, z. B. der Tautologie (= Wiederholung von bereits Gesagtem mit einem sinnverwandten Wort: nackt und bloß, voll und ganz), widrige Wirklichkeit in die vertraute Ordnung und Musik der Wörter eingebunden, Schrecken neutralisiert oder sogar zu ästhetischem Genuss umfunktioniert. Franz Kafka hat diesen „Entlastungsvorgang“ zugespitzt formuliert: „Es ist unleugbar ein Glück, ruhig schreiben zu dürfen, ersticken ist unausdenkbar fürchterlicher.“

Eine Erklärung, wodurch sich Poesie von der Realität unterscheidet, gibt Schopenhauer: „In der Poesie fließt das Leben interessant und doch schmerzlos an uns vorüber; dieses aber ist in der Wirklichkeit, so lange es schmerzlos ist, uninteressant, sobald es aber interessant wird, bleibt es nicht mehr ohne Schmerzen.“

Wohl auch deshalb sollten wir uns fragen, ob nicht Schweigen Silber und Reden Gold ist.

Eichendorff meint, dass Gott den Menschen das Wort gegeben hätte, „das kühn das Dunkelste benennt“, denn er hat die Macht, durch Benennung auch dann *noch Trost zu spenden*, wenn die Kunst des Wortefügens sich schmerzhaft an ihren Grenzen zu reiben beginnt. Max Frisch schreibt: „Wie der Bildhauer, wenn er den Meißel führt, arbeitet die Sprache, indem sie die Leere, das Sagbare, vortreibt gegen das Geheimnis, gegen die andere Gefahr, dass man das Geheimnis zerschlägt und ebenso die andere Gefahr, dass man vorzeitig aufhört, dass man es einen Klumpen sein lässt, dass man das Geheimnis nicht stellt, nicht fasst, nicht befreit von allem, was immer noch sagbar wäre ...“

Mit Recht werden die Werke der Dichter auch das „Große Wort“ genannt. Es begleitet, läutert und überhöht unser menschliches Dasein. Alles, was wir nicht bereden, bleibt auch meiner Meinung nach ein Trugbild. Ja, Schweigen mag manchmal nötig oder auch edel sein – doch Stummheit gilt als tierisch, oft sogar ordinär. Wie sagt Schiller? „Auch ein Klagegedicht zu sein im Mund des Geliebten ist herrlich, denn das Gemeine geht **klanglos** zum Orkus hinab ...“

Oskar M. HANIGER, geb. 1932 in Wien. Studien der Theaterwissenschaften und Kunstgeschichte. Sonder- schullehrer und Studentenausbildner. Vorträge, literari- sche Seminare. Seit 1988 Präsident des VKSÖ. Verschie- dene Publikationen, vorwiegend Lyrik. In Vorbereitung: *WortErnte* (Gesammelte Gedichte, Ed. Doppelpunkt).